

# Jetzt sehe ich plötzlich alles so klar

Hubert Gaisbauer über Reinhold Schneider (1903–1958)  
anlässlich seines 50. Todestages am 6. April.



Hubert Gaisbauer, wurde 1939 in Linz geboren. Nach dem Gymnasium studierte er Literatur- und Theaterwissenschaften in Wien. Von 1963 bis 1999 beim ORF Hörfunk, lange Zeit für die Bereiche Jugend und Gesellschaft verantwortlich, zuletzt Leiter der Abteilung Religion. Lebt als freier Publizist in Krems.

Wichtige Werke Reinhold Schneiders:  
Das Leiden des Camoes oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht (1930), Philipp II. oder Religion und Macht (1931), Das Inselreich (1936), Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Konquistadorenzeit (1938), Sonette (1939), Dramen: Der große Verzicht Szenen aus dem 13. Jahrhundert (1950–57), Innozenz und Franziskus (1954), Autobiographisches: Verhüllter Tag (1954), Der Balkon (1957), Winter in Wien (1958).

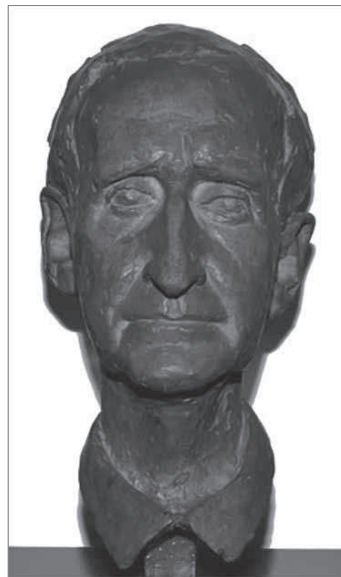
Der folgende Text ist ein Auszug aus dem Essay über Reinhold Schneider, der sich in dem Buch von Hubert Gaisbauer „Tanz der Gedanken – Begegnungen von Glauben und Kunst, Poesie und Erinnerung“ findet, das vor kurzem im Verlag Styria erschienen ist.

Im Winter 1957/58 hat man in Wien, in den Strassen und Gassen der Inneren Stadt, eine ungewöhnliche Gestalt sehen können. Fast zwei Meter groß, schlank, schwarzer, breitrempiger Hut, etwas gebückt, auf einen Stock gestützt. Es war der Schriftsteller Reinhold Schneider. Er hat in Freiburg im Breisgau in der Mercyrstrasse gewohnt, zuhause aber war er in Europa, in dessen Geschichte und in dessen politischen und geistigen Metropolen. Madrid und Avila, Rom und Assisi, Paris und Chartres, Lissabon und Coimbra, Stockholm und Uppsala, London und Oxford. In vielen Büchern und geschichtsphilosophischen Essays hat er ihre Herrscher und ihre Heiligen, ihre Denker und Dichter beschrieben.

Wien war die Stadt, die er bislang gemieden hatte. Es war, als warte in Wien etwas auf ihn, dem er sich bislang nicht gewachsen gefühlt hatte. Als hätte er auf den Ruf gewartet, den man fast Abrufen nennen müsste. Nein, nicht Nostalgie war die Regung, der er gefolgt war: „Kein Rückblick! Keine Sehnsucht! Besser die Erschütterung unter untragbarer Dissonanz.“ Die Antwort auf die Erschütterung ist niedergelegt in seinem letzten, verstörendsten und zugleich persönlichsten Buch „Winter in Wien“. Schneider hat diese tagebuchar-

tigen Aufzeichnungen während der wenigen folgenden Wochen im Kaffeehaus in ein Bündel Schulhefte geschrieben.

Als er nach Wien kam, war er noch keine fünfundfünfzig Jahre alt – und lebens- und leidensmüde. Kaum fünfzehn Jahre liegt es zurück, dass er in den dunkelsten Stunden Deutschlands Menschen mit ethischer Standhaftigkeit überzeugt und mit seiner tiefen Gläubigkeit getröstet hat. Jetzt, in Wien, erlebt er an sich selber – den Mystikern gleich – die dunkle Nacht des Zweifels. In der Innenstadt besucht er die Kirchen, möchte sich aber am liebsten hinter den Wänden verbergen. Schneiders Erkenntnisse dieser Wochen in Wien sind in ihrer Substanz zeitlos wie die Um-



Reinhold Schneider, Büste von Albert Schilling 1954.

kehrrufe der alttestamentlichen Propheten. Sätze, die er sich in dieser Zeit wirklich abgerungen hat, haben kein Ablaufdatum. Ein Beispiel: „Ohne Lebensbejahung keine Religion; das Ja zum Leben ist die eigentliche Gnade“

Dreißig Jahre später leben nur mehr wenige Menschen, die damals in Wien zu seinen Freunden zählten. Dreißig Jahre nach Reinhold Schneiders Tod – er starb kurz nach seiner Rückkehr aus Wien am 6. April 1958 – traf ich Hans Fronius und Lotte von Schaukal, die Tochter des Dichters Richard

von Schaukal, um mit ihnen über Schneider in Wien zu sprechen. „Er war der lauterste Mensch“, sagt der Maler Hans Fronius, „mit den Händen strich er immer sanft über die Tischplatte, als wollte er Brösel zusammenkehren.“ Fronius erzählt, wie er am Heiligen Abend des Winters 1957/58 dem Schriftsteller an seinen Arbeitsplatz, einen Fensterplatz im Café Prückl, ein Geschenk überbrachte: ein Blatt mit der Kohlezeichnung einer Pietà, eine der sechs eindrucksvollen Illustrationen von „Winter in Wien“. Es war ein unruhiger Heiliger Abend. Draußen stürmte und regnete es. Vorwiegend stürmisch und dunkel sollte es auch bleiben, im Innern des Dichters, während der folgenden Wochen in Wien.

Lotte von Schaukal erzählt mir von seinen Schmerzen, die ihn bereits zwei Jahrzehnte lang gequält und ihm nur flüssige Nahrung gestattet hatten. „Die haben zu ihm gehört, Schmerzen hat er gebraucht“. Sie spricht von seinen schönen, schwermütigen Gesichtszügen, seinen wunderschönen, schmalen Händen, „die er gerne in der Form eines Kreuzes ineinander legte“. Und: „Er hatte dort Augen, wo andere Menschen keine Augen haben.“

### Tröster und Verräter

Das Jahr 1938 war eines der düstersten im Leben des Dichters und Geschichtsphilosophen Reinhold Schneider. Vor Ostern befahl ihm jene Krankheit der Verdauungsorgane, die ihn bis zu seinem Tod nicht mehr verlassen sollte. Zunehmend werden ihm Terrorakte des Naziregimes und die Verbrechen in den Konzentrationslagern bekannt. Über die Nacht des Novemberpogroms schreibt er später: „Am Tage des Synagogensturms hätte die Kirche schwesterlich neben der Synagoge erscheinen müssen. Es ist entscheidend, dass dies nicht geschah. Aber was tat ich selber? Als ich von den Bränden, Plünderungen, Greueln hörte, verschloss ich mich in meinem Arbeitszimmer, zu feige, mich dem Geschehenden zu stellen und etwas zu sagen.“ Schneiders Protest gegen den Nationalsozialismus erfolgte so verschlüsselt, dass

es den Zensoren nicht aufgefallen war, dass mit der Erzählung „Las Casas vor Karl V.“ eigentlich die Nationalsozialisten und mit der systematischen Ausrottung der Ureinwohner der spanischen Kolonien die sich ankündigende systematische Ermordung der Juden gemeint war. Doch jede Zeit, in der das Buch gelesen wird, findet darin einen Spiegel. Bartolomé de Las Casas, der Begleiter des Kolumbus bei der Entdeckung Amerikas, sollte von seinen Gegenspielern mit Verweis auf seine eigene Schuld zum Schweigen gebracht werden. Das freimütige Eingestehen dieser Schuld bewahrte ihm aber seine Glaubwürdigkeit, mit der er schließlich den Kaiser bewogen hat, durch entsprechende Gesetze den Untaten der Eroberer ein Ende zu setzen. Denn: „Nicht die Irrtümer haben wir zu fürchten, sondern die Lüge.“

Nach dem Krieg war Schneider fest davon überzeugt, dass nach der schrecklichen Läuterung eine Neuordnung Europas von der Kraft christlichen Denkens bestimmt sein könnte. Nachdem ihn die Nationalsozialisten kurz vor Ende des Krieges doch noch des Hochverrats angeklagt hatten, wird nun, anfangs der fünfziger Jahre, der Friedens- und Versöhnungsmensch Schneider wieder des Verrats bezichtigt, und zwar wegen seiner strikten Ablehnung der Wiederbewaffnung Deutschlands. Vor allem katholische Kreise boykottieren ihn, Freunde ziehen sich zurück, nachdem er mit dem SED-Kulturfunktionär und Schriftsteller Johannes R. Becher in Verbindung stand und in kommunistischen Zeitschriften publiziert hatte. Neuere Stimmen sprechen inzwischen von Indizien, die darauf verwiesen, dass sich Schneider etwas naiv und gutgläubig vom DDR-Apparat instrumentalisieren und für Propagandazwecke missbrauchen habe lassen.

Schneiders feste Überzeugung, dass auch im Kalten Krieg Christen anders zu handeln hätten als Nichtchristen, war eine heftige Kritik an der Remilitarisierungspolitik Konrad Adenauers, aber auch Einspruch gegen die Lehre vom „gerechten Verteidigungskrieg“ von Papst Pius XII. Der spirituelle Tröster Reinhold Schneider war plötzlich in kirchlichen Medien und in den

■ „Da ‚funktionierte‘ einer nicht, den man behaglich als konservativen Katholiken für sich beansprucht hatte.“

Greifbare Texte:  
Der Wahrheit Stimme will ich sein. Essays, Erzählungen, Gedichte. Frankfurt/M. 2003.  
Winter in Wien. Aus meinen Notizbüchern 1957–58. Freiburg i.Br. 2003.  
Reinhold Schneider – Ein Lesebuch. Innsbruck 2003.  
Portugal. Ein Reisetagebuch. Frankfurt/M. 1984.  
Einzelbände der Gesammelten Werke, Frankfurt/M. 1977ff, sind nach wie vor erhältlich.

■ Wenn aber das Haupt nicht mehr ist als der Helm, das Herz nicht mehr als die Börse, so ist Europa nicht mehr da.

Kulturredaktionen deutscher Sender nicht mehr erwünscht. Besonders konservative Kreise forderten sogar die Exkommunikation des Dichters, der – noch keine zehn Jahre waren vergangen – mit seinen unter Gefahr verbreiteten tiefgläubigen Sonetten und Betrachtungen deutschen Soldaten an der Front Trost gespendet und den inneren Widerstand gestärkt hatte. Heinrich Böll stellte 1963 retrospektiv fest: „Da ‚funktionierte‘ einer nicht, den man behaglich als konservativen Katholiken für sich beansprucht hatte.“

Thomas Mann schrieb 1953 in einem Brief rührender Wertschätzung der Friedensgesinnung Reinhold Schneiders an den Schriftstellerkollegen: „Um Ihre katholische Basis und Bindung beneide ich Sie ... mir fehlt diese Geborgenheit ...“ Schneiders Antwort auf dieses Bekenntnis der Glaubensunfähigkeit ist von zeitloser Gültigkeit wie viele seiner Gedanken: „Es sind alle gemeint – und zwar von Gott, nicht den Menschen – und auf eine Weise, die wir nicht fassen können, besteht die Möglichkeit, dass alle eins werden. Innerhalb der Kirche empfinde ich oftmals das, was ich tun soll, als Dissonanz, aber ich habe den Glauben, dass auch die Dissonanzen gesetzt sind.“



Reinhold Schneider,  
Winter in Wien

## Die Seele Europas

Trotz starker körperlicher Beschwerden hält Schneider im Mai 1957 im deutschen Goethe-Institut in Lissabon, dreißig Jahre vor Portugals Eintritt in die Europäische Union, den legendären Vortrag „Europa und die Seele Portugals“. Darin finden sich die Sätze: „Nichts gegen europäisches Gemeinschaftsbewusstsein – sofern eben Europa noch da ist; denn ein wesentlicher Teil ist im Augenblick verloren. Wenn aber das Haupt nicht mehr ist als der Helm, das Herz nicht mehr als die Börse, so ist Europa nicht mehr da. Seine Existenz von innen auf das Äußerste zu intensivieren, die großen Inhalte zu leben als Schicksal und Lebensform: das ist Aufgabe aller.“ Das Wachsen von Frieden und Gerechtigkeit vergleicht Schneider – immerhin noch zu Zeiten des Kalten Krieges – mit dem Stückchen Gold an der Rüstung des Kaisers Marc Aurel auf dem Kapitol in Rom. Nach dem Glauben des römischen Volkes wächst es langsam, und wenn der Kaiser ganz in Gold gehüllt ist, wird wirklich Friede sein.

In der Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im September 1956, sie ist unbedingt zu den großen Reden des zwanzigsten Jahrhunderts zu zählen, spricht Schneider eine zeitlose Warnung aus: „Alle Katastrophen der Geschichte haben sich im Geistigen und Sittlichen ereignet, ehe sie sich in materiellen Machtkämpfen dargestellt haben. Sie sind also angewiesen auf ein bestimmtes Klima des Denkens, Glaubens, Wünschens; wo sie dieses nicht spüren, brechen sie nicht vor. ... Wir sollten der drohenden Katastrophe dieses Klima verweigern.“

## Träume und Visionen

Reinhold Schneiders hohe, schmale Gestalt ist mir immer wie die eines der hageren Heiligen in den Gemälden El Grecos erschienen. Ein Anflug von Verzweiflung liegt in ihrem wie in seinem Gesicht und zugleich schon etwas von der Vision einer erkannten, aber noch fernen Heimat. Als Schneider 1928 im Prado erstmals Bilder von El Greco sieht, fühlt er sich von diesen empor

flackernden, schlanken, durchsichtigen und schon verzehrten Gestalten mächtig angezogen. „Ein Leben, nicht auf der Erde, sondern in verbrennender Ekstase.“ Die Dunkelheit der mystischen Wolkenhimmel El Grecos findet Entsprechung in Schneiders Beschreibungen von Städten und Landschaften, in den Gewitterstimmungen, aus denen plötzlich der Blitz bricht. In Ávila erlebt der Fünfundzwanzigjährige in einer stürmischen Allerseelennacht die düstere Vision des „Letzten Gerichts“, als Glocken der Kathedrale in ihm eine heftige Erschütterung seines „glaubensleeren“ Lebens auslösen. „Sie läuten nicht, sondern sie schlagen; sie ermahnen nicht, sondern sie überwältigen. Dunkel ballt es sich in den Lüften, während der Boden erbebt; es flügelt mit ungeheuren Schwingungen, und aus der letzten Tiefe des Himmels blitzt der Strahl.“ Als er des Morgens darauf in den Turm steigen will, aus dessen Höhe er die Erschütterung empfing, macht ihn der Mesner aufmerksam, dass man nur „mit einem Licht“ hinaufsteigen könne. „Aber ich hatte das Licht nicht.“ Noch nicht.

Jahre später, an einem Weihnachtsabend in Potsdam, schlug Reinhold Schneider die Bibel auf, die er sich als Knabe in der Übersetzung Luthers gekauft hatte, „und floh nach wenigen Kapiteln auf die kalte dunkle Strasse“. Dem plötzlichen Ansturm „der Wahrheit“, der ihn überfallen hatte, folgte die klare Erkenntnis der Umkehr: „Dieses Buch kann man nicht lesen ... Man kann es nur tun. Es ist kein Buch. Es ist Lebensmacht. Christus hat nicht geschrieben. Er hat nicht ‚gedacht‘. Er hat gelebt; er ist lebendes Wort. Und auch heute redet das Buch nur, weil er lebt und weil wir im Lichte des über die Welt gesandten Geistes das Licht sehn.“ In diesem Licht schreibt Reinhold Schneider in die zunehmende Finsternis der nationalsozialistischen Herrschaft hinein. Seine Sonette werden in Abschriften an die Front und in die KZs geschmuggelt; eines davon, „Der Antichrist“, trug ihm noch 1945 die Anklage wegen Hochverrats ein. Deprimiert und verzweifelt schreibt Schneider 1938 an den Freund und Schriftstellerkollegen Otto Heuschele: „Die Herzen öffnen sich nicht mehr, und dann

scheint Europa fast verloren ... Ob die Völker noch beten können? – Und die Mächtigen? Sie brauchen Licht, vor allem Licht!“

Sich selber empfand Reinhold Schneider manchmal „im Licht“; das war für ihn der Hinweis auf einen Auftrag, den er zu erfüllen hatte. 1942 schreibt er an den Maler Heinrich Luckner: „Mir selber geht es seltsam: oft habe ich das Gefühl in einem fließenden Licht zu stehen, sodass ich nicht weiß, wie ich das Fließende greifen soll. Dann kommen Stunden tiefer Trauer und physischen Missbehagens. Aber das Licht kommt immer wieder zurück. Ich habe den ganz tiefen Glauben: jetzt ist die Zeit, für die ich geboren bin.“

Anlässlich des dreißigsten Todestages von Schneider hatte ich 1988 auch die Möglichkeit, ehemalige Freunde von ihm in Freiburg im Breisgau zu besuchen. Darunter Maria van Look, sicher dem engsten Freundeskreis zugehörig. Sie erzählte mir, dass sie Kunde hatte von visionsartigen Träumen und Ereignissen während der letzten Lebensjahre Reinhold Schneiders. Nachts seien oft die Figuren seiner Dramen, an denen er gerade arbeitete, Cölestine V., Innozenz oder Franziskus, am Fußende seines Bettes erschienen und hätten mit ihm gesprochen.

Am Karsamstag des Jahres 1958 habe er sich beim Verlassen des Hauses in der Mercyrstrasse noch einmal umgedreht und zu seiner Gefährtin Anna Maria Baumgarten gesagt: „Jetzt sehe ich plötzlich alles ganz klar!“ Unter dem Arm trägt er die korrigierte Reinschrift des Manuskripts zu „Winter in Wien“, um es zur Post zu bringen. In der Kirche Sankt Cyriak besucht er das Heilige Grab. Er stürzt und zieht sich einen Schädelbasisbruch zu. Tags darauf stirbt Reinhold Schneider, noch nicht fünfundfünfzig Jahre alt, im Loretto-Krankenhaus in Freiburg. Es war der 6. April 1958, Ostersonntag. Eine wunderbar paradoxe Antwort auf das erschütternde Bekenntnis in „Winter in Wien“, dass er für sich keine Auferstehung mehr wünschen könne.

■ Ob die Völker noch beten können? – Und die Mächtigen? Sie brauchen Licht, vor allem Licht!“